

Verlag Bibliothek der Provinz

Mara Kraus
DER TALENTIERTE
HERR GINIĆ

*Eine Familie
überlebt den Holocaust*

Mara Kraus
DER TALENTIERTE HERR GINIĆ
Eine Familie überlebt den Holocaust
herausgegeben von Richard Pils
lektoriert von Barbara Fink

ISBN 978-3-99028-687-6

© *Verlag* Bibliothek der Provinz
A-3970 WEITRA 02856/3794
www.bibliothekderprovinz.at

Umschlagbild: Mara Kraus



INHALTSVERZEICHNIS

Vorwort	7
Voreltern	9
Zum Elefanten	19
Die Geschwister	33
Vermählungen und Scheidungen	40
Eine Kindheit in Jugoslawien	55
Veränderungen	66
Beatriz	80
Die Galgenfrist	100
Aus dem Bett und in den Albtraum	117
Fluchtprofis: learning by doing	142
Italienische Reise	155
Gletscher für Anfänger	188
Flüchtlingsalltag	198
Schieber, Schmuggler, Schwarzhändler	219
Flucht aus dem sozialistischen Paradies	231
Auf zu anderen Ufern	236
La Signora	239
Der Anfang	243
Rom	247
Die Neue Welt	251
Argentinien	254
Maracaibo	260
Paris	263
Goldschmuggel	266
Venezuela	272
Indien	275
Brasilien	291
Ginić steigt auf	293
Epilog	301

VERÄNDERUNGEN

Im selben Jahr plante mein Vater wieder einen Umzug. Er fand, die Kleinstadt Osijek entspreche nicht seinen kaufmännischen Ambitionen, nun wolle er es mit der Hauptstadt versuchen. Als die Schulferien zu Ende gingen, wurde ich meiner Mutter übergeben, die in Belgrad ein Studio bewohnte, oder, wie wir es nannten, eine Garçonnière. Vater indessen übersiedelte seinen Eisenwarenladen. Die Großeltern blieben noch in Osijek, sie wollten folgen, sobald Vater sich eingelebt und eine Wohnung gefunden haben würde.

In meinem zweiten Schuljahr kam ich in eine neue Umgebung und stand vor einer Veränderung. Das Alphabet, das ich im kroatischen Landesteil erlernt hatte, war das lateinische. In Belgrad musste ich mich flugs umstellen, denn hier wurde zuerst das kyrillische Alphabet gelehrt. Sonst gab es praktisch wenig Unterschied zwischen der serbischen und kroatischen Sprache.

Zur Schule hatte ich es nicht weit. Meine Mutter arbeitete tagsüber im Büro und ich schrieb meine Schulaufgaben auf Mutters Toilettentisch im einzigen Zimmer, das uns als Schlaf- und Wohnraum diente. Wir schliefen zusammen auf einer breiten Couch. Eines Abends kam ein Herr zu Besuch, und als es an der Zeit war, schlafen zu gehen, richtete mir Mutter ein Bett in der Badewanne. Ich protestierte lauthals und wies diese Zumutung empört zurück. Es halfen keine Versprechungen von Schokolade, ich war nicht dazu zu bewegen, die Nacht in der Badewanne zu verbringen. Hansi musste sich fügen und der Herr verabschiedete sich unverrichteter Dinge. Jeden Samstagabend spielte Mutter bei einer Freundin bis in die Morgenstunden Bridge. Sie nahm mich immer mit, denn



Mara mit Vater

die Freundin hatte eine Tochter meines Alters. Wir Mädchen sahen dem Bridgespiel lange zu, bis man uns ins Kinderzimmer vertrieb. Dann spielten wir unter uns bis in die Nacht hinein das abgegluckte Kartenspiel, jede mit ihrem „toten“ Partner. Oft drang aus dem Wohnzimmer lautes Gezänk der Spieler zu uns.

Diese Art Erziehung passte meinem Vater nicht. Kaum waren die Großeltern in Belgrad eingetroffen und eingerichtet, übersiedelte ich zu ihnen. Da fühlte ich mich immer am wohlsten. Während meiner bewegten Kindheit gab es oft lange Perioden, in denen ich bei den Großeltern wohnte. Nicht immer hatte ich ein eigenes Zimmer, manchmal musste auch ich, wie einst Jelka, auf dem Sofa im Schlafzimmer der Großeltern schlafen. Häufig hörte ich ihre nächtlichen Gespräche, deren Inhalt ausschließlich den „Kindern“ galt. Sie grämten sich wegen der Scheidung ihres Sohnes, seines daraus folgenden unordentlichen Lebens mit sporadischen Liebschaften und ohne eigenes Heim, wovon auch ich, sein Kind, betroffen war.

Noch in Osijek hatte er eine solche Liebschaft gehabt. Sie hieß Bibi und sie trug ihre schwarzen Haare als Bublikopf frisiert. Wann immer ich sie sah, verdeckte ich mit beiden Händen meine Augen. Da war ich kaum fünf Jahre alt, aber durchschaute schon die Lage.

Bei Oma hatte ich wieder geregelte Ess- und Schlafenszeiten und zu meiner Freude lebte mein Papa mit uns. Da er plante, mich im nächsten Schuljahr in die französische Schule zu schicken, bekam ich von einer russischen Emigrantin Sprachunterricht. Ich lernte gut Französisch mit meiner Russin. Wenn das Wetter es erlaubte, setzten wir uns auf eine Bank im Kalemegdan Park, und ich las laut einen französischen Text oder lernte kurze Gedichte oder Zungenbrecher auswendig: „Bonjour Madame Sans

Soucis, combien content ces soucis ci“ ... Einmal gesellte sich ein Müßiggänger zu uns, der hoffte, angezogen von meiner auffallend geschminkten und herausgeputzten Lehrerin, mit ihr anzubandeln. Doch nachdem er lange genug meinem Herunterleiern und Stottern zugehört hatte, verschwand er lautlos und wir lachten.

Alle diese Emigrantinnen sprachen perfekt französisch und verdienten sich damit ihren Unterhalt. In Belgrad lebten viele vor den Sowjets geflüchtete „neu-arme“ Russen. Von Weitem schon erkannte man die Russinnen auf der Straße, da sie fast alle farbenfreudiger gekleidet waren als die Belgrader Damen; ihre Vorliebe galt grellen Farben, sie waren geschmückt, oft mit langen Ohrgehängen. Wenn man mit den Russen, Frauen als auch Männern, ins Gespräch kam, erzählten sie stets, was sie alles besessen und dann verloren und welche wichtige Ämter sie im Zarenreich innegehabt hätten. Das führte dazu, dass sich schließlich die Belgrader über sie mokierten.

In Belgrad wohnte ein Gemisch der jugoslawischen Ethnien, großteils aber Serben. Es gab viele Moslems, die aus Bosnien oder dem Kosovo stammten. Die Letzteren waren auf der Suche nach Arbeit in die Hauptstadt gekommen. In ihrer Nationaltracht, den sich zum Fuß hin verjüngenden breiten schmutzig-weißen Wolltuchhosen und der aus demselben Material geformten runden kleinen Kopfbedeckung, verkauften sie an den Straßenecken im Sommer Eis, geröstete Maiskolben und Popcorn, im Winter geröstete Kastanien, oder sie arbeiteten als Maurer an Neubauten. Im Vorübergehen sah ich sie oft zur Mittagspause ihr karges Mahl zu sich nehmen, Wassermelone und ein Stück Brot. In Belgrad lebten auch viele Juden. Die „deutschen“ Aschkenasim und die „spanischen“ Sephardim. Die meisten Sephardim wohnten in einem Stadtviertel nahe der Donau. Unter ihnen gab es angesehene Ärzte

und Rechtsanwälte, Schriftsteller und Politiker, mit Namen wie Kajon, Almuli, Abinon, oder Alkalaj, Konfino, Pinto etc. Unser Hausarzt hieß Margulis. Alle stammten aus hier während der Türkenzeit angesiedelten Familien, das heißt als Serbien Teil des Osmanischen Reichs war. Unter sich sprachen die Sephardim das Ladino.

Die Aschkenasim dagegen hatten sich viel später angesiedelt und waren mit ihren deutschen Namen und dem nicht urserbischen Akzent ein etwas fremdartiges Element. Serben waren im Allgemeinen keine Antisemiten, eher deutschfeindlich. So paradox es auch scheinen mag, wurden trotzdem einige während der Hitlerzeit von den ihnen verhassten Deutschen mit braunen Ideen infiziert. Als diese 1941 Belgrad besetzten und alle Juden den gelben Stern tragen mussten, berichtete mein Vater eines Tages, wie er auf der Straße von langjährigen serbischen Bekannten nicht begrüßt worden war.

In den Jahren zwischen den beiden Kriegen lebte diese gemischte Bevölkerung in der pittoresken Stadt in Frieden miteinander, ihren Geschäften nachgehend.

Die alte türkische Festung Kalemegdan erhob sich, zum Park ausgebaut, über der Mündung der Save in die Donau. Vom Park aus führte eine gerade Straße an eleganten Geschäften vorbei bis ins Zentrum. Diese Straße galt als der sogenannte „Korso“, auf dem Alt und Jung in unentbehrlicher Tradition jeden Abend nach sechs Uhr und jeden Sonntagvormittag flanierte, sah und sich sehen ließ. Als Kind hasste ich diese sonntäglichen Spaziergänge, wo mich Vaters Freunde zum Gruß in die Wange kniffen: „Wie das Kind gewachsen ist!“ Mit 13 Jahren fand ich schon Gefallen daran, am Korso Gymnasiasten zu beäugen.

Burschen und Mädchen besuchten getrennte Gymnasien. Schüler und Schülerinnen mussten bei Strafe immer

eine Kopfbedeckung tragen: die Mädchen dunkelblaue Baskenmützen, die Jungen dunkelblaue Schildkappen. An den Mützen vermerkten goldene römische Ziffern und goldene Bortendreiecke die Schule und den Klassenjahrgang. Diese Bezeichnungen waren freilich nicht erfunden, um das gegenseitige Erkennen der Schüler und Schülerinnen zu fördern, sondern um es den Lehrern zu ermöglichen, jeden Gymnasiasten gleich zu identifizieren. Dadurch konnten die Lehrer über das öffentliche Benehmen der Jugend Kontrolle ausüben. Es war etwa verboten, ohne Erwachsenenbegleitung ins Kino zu gehen; wurde man erwischt, folgte Bestrafung.

Die Knez-Mihajlova Straße, der Korso, mündete im Platz Terazije, auf Deutsch „Waage“. In vergangenen Zeiten wurde hier Markt abgehalten. Straßenbahnen führten von da aus durch eine gerade Chaussee, vorbei an Geschäften und am königlichen Palast, bis zum vornehmen Villenviertel und der waldigen Umgebung. Links und rechts der lang gezogenen Hauptstraße liefen steile Gassen bergab, bergauf. Da standen vom Zahn der Zeit gezeichnete, pittoreske schiefe türkische Häuser mit vergitterten Fenstern und Erkern. Es gab weniger PKWs als Lastautos. Noch immer waren die häufigsten Transportmittel die von Pferden gezogenen Lastwagen. Die Verkehrsregeln für die spärlichen motorisierten Fahrzeuge waren aus heutiger Sicht absurd: An jeder Ecke musste man, um geradeaus zu fahren, einmal hupen, um rechts abzubiegen zweimal und links dreimal hupen. Im Winter bei Schnee ersetzte man rollende Wagen durch Pferdeschlitten. Welche Freude beim Aufwachen, wenn ich keine Verkehrsgeräusche hörte, sondern nur eine durch das Schellengeläut der Pferde unterbrochene weiche Stille! Es versprach eine sonntägliche Schlittenfahrt mit meinem Vater durch die Stadt. Das Vergnügen erreichte

seinen Höhepunkt im Besuch einer Konditorei mit heißer Schokolade, Schlagsahne und Indianerkrapfen.

Zum winterlichen Vergnügen der Belgrader Kinder gehörte das Glatteis, das sich auf den Gehsteigen bildete und auf dem wir die bergab verlaufenden Straßen hinunterauschten, begleitet von den Beschimpfungen der Fußgänger. Belgrad mit seinen nur 300 000 Einwohnern war eine ideale Stadt für Kinder. Die alten Festungswälle des Kalemegdan eigneten sich für Versteckspiele, Fangen, Theaterspielen, im Winter verwandelten sich die Tennisplätze in einen Schlittschuhplatz. Im Sommer hatten wir zwei Flüsse zur Verfügung, die klare, durch beschattete Ufer fließende Save und die träge Donau mit ihren sandigen und sonnigen Inseln. Auch was die Schulferien betraf, waren wir besser dran als Kinder anderer Länder. Alle religiösen Feiertage wurden doppelt begangen. Da die orthodoxen Feste nach dem alten julianischen Kalender gefeiert wurden, hatten wir doppelte Weihnachtsferien, denn das orthodoxe Fest lag zwei Wochen später als jenes nach dem katholisch-gregorianischen Kalender. Ebenso war es zu Ostern und bei den vielen Kirchenfeiertagen, die ebenfalls in vierzehntägigem Abstand schulfreie Tage bescherten.

Eines 13. Januartages kam ein deutscher Geschäftsfreund meines Vaters nach Belgrad. Nachdem er sich im Hotel erfrischt hatte, suchte er abends ein Restaurant auf. Als er sich an einen der vielen freien Tische setzen wollte, bedauerte der Kellner, der Tisch sei reserviert. Leider waren alle Tische reserviert. Der Ausländer wunderte sich über den regen Betrieb, zuckte mit den Schultern und suchte das nächste Lokal auf. Auch da waren alle Tische reserviert. Da wunderte er sich noch mehr. Er versuchte es mit einem weiteren Gasthaus. Als er auch hier die gleiche Situation vorfand, machte er eine fragende Miene,

denn er sprach kein Serbokroatisch. Der Kellner sagte „Silvester“. Da meinte der Gast, er sei in eine Stadt der Irren gelangt. Silvester hatte er vor zwei Wochen in Frankfurt gefeiert.

In Belgrad feierte man noch ein weiteres besonders ritualisiertes Fest. Am Palmsonntag war es Sitte, dass keine Frau diesen Tag ohne nicht zumindest irgendein neues Kleidungsstück beging. Schon Wochen davor hatten die Schneiderateliers und Modistinnen Hochbetrieb, man besprach den Schnitt, suchte Woll- oder Seidenstoffe, Knöpfe und Futter aus und hielt das Modell vor Freundinnen streng geheim. Am Feiertag dann spazierten die Damen in ihrem neuen Frühlingsmantel, Kostüm, Kleid oder Hut am Korso auf und ab und ließen sich bewundern.

Mit neun Jahren in der dritten Klasse, stand mir nun der von meinem Vater geplante Schulwechsel bevor, der nicht der letzte sein sollte. Ich habe in Belgrad bis zu meinem 16. Lebensjahr nicht weniger als sechsmal die Schule gewechselt. Der Hauptgrund war unser außergewöhnlich häufiges Umziehen, und in Belgrad durften Kinder nur diejenigen öffentlichen Schulen besuchen, die in ihrem Wohnbezirk lagen. Diesmal aber schrieb mich mein Vater in die private französische Klosterschule der Nonnen des St. Joseph ein. Kaum hatte ich die Umstellung auf das kyrillische Alphabet bewältigt, musste ich nun auf eine neue Sprache umschalten, denn der Unterricht wurde ausschließlich auf Französisch gehalten. Serbokroatisch war als Fremdsprache im Lehrplan. Somit wurde das auch mein dritter Sprachwechsel, denn als Vorschulkind hatte ich nur Deutsch gesprochen. Ich protestierte heftig gegen den Wechsel, umso mehr, als ich jetzt einen langen Schulweg hatte, etwa eine halbe Stunde Tramfahrt, denn das große gelbe Gebäude der St. Joseph-Schwester lag in Kotež Neimar in den Hügeln des Villenviertels. In diesem,

meinem dritten Schuljahr, also im Jahre 1934, war es auch, dass mir mein Vater eines Morgens mitteilte, ich solle der Lehrerin sagen, dass ich von nun an nicht mehr Goldstein, sondern Ginić heiße. Ich sehe mich noch zögernd zum Katheder schreiten und der Lehrerin beschämt unsere Namensänderung zuflüstern.

Jetzt hieß mein Vater Ernst Ginić. Wenige Jahre später verschwand der Name Ernst und an seine Stelle trat Alexander, wie, werde ich noch erzählen. Vater war seit seinen Studententagen politisch links stehend, aber keineswegs aktiv. Durch seine damalige Einstellung war er treu der marxistischen Linie Antizionist und befürwortete die Assimilation der Juden. Das war einer der Gründe seiner Namensänderung. Der andere betraf das verhängnisvolle Jahr 1933, Hitlers Machtergreifung und die antisemitischen Ereignisse in Deutschland. Schon tauchten die ersten jüdischen Emigranten in Belgrad auf, deren Zahl in den kommenden Jahren immer weiter anschwellen sollte: zuerst aus Deutschland, dann aus Österreich und der Tschechoslowakei, und schließlich, schon während des Zweiten Weltkrieges, der Jugoslawien bis 1941 verschonte, aus Polen. Die ersten Emigranten wurden von den Behörden noch gut behandelt und sie bekamen Arbeitserlaubnis.

Nach Hitlers Machtergreifung hatte sich eine gewisse Unruhe in das Leben der Juden eingeschlichen. Mein Vater hörte jetzt gewissenhaft Radio-Nachrichten; er fühlte sich nicht bedroht, wähnte sich in Jugoslawien sicher vor Krieg und Verfolgung. Jugoslawien sei neutral, betonte er immer wieder. Seit Kurzem hieß das Geschäft Ginić und Co., wobei Co. mein Großvater war, der aber schon längst nicht mehr aktiv war. Er kam bei seinen Nachmittagsspaziergängen am Geschäft vorbei, schaute ein wenig herum, holte sich Geld aus der Kasse und

ging wieder. Vater hatte das Geschäft gut organisiert und seinen treuen Geschäftsführer Schulz aus Osijek mitgenommen. Jährlich gab er einen Versand-Warenkatalog heraus, den er ins ganze Land verschickte. Sein Kundenkreis bestand hauptsächlich aus Handwerkern und Bauern. Hie und da erschien ein Bauer im Laden und wollte mit einer Rolle Goldmünzen bezahlen. „Was soll ich mit dem Zeug?“, wies ihn Vater zurecht, „geh in die Bank und tausche es in Papiergeld um.“

Obwohl oder gerade weil Ginić und Co. ein gut gehendes Geschäft war, litt es an chronischem Geldmangel. Wenn Schwester Draga aus Kattowitz zu Besuch kam, hörte ich oft aus dem Wohnzimmer Diskussionen. Die vermögende Draga war jetzt die Geldgeberin und fühlte sich deshalb berechtigt, dem jüngeren Bruder Ratschläge und Vorwürfe zu erteilen. Einmal hörte ich, wie Draga im Nebenzimmer erwähnte, sie und ihr Mann hätten sich zu ihrer Zeit nach der Decke gestreckt. Sofort stellte ich mir vor, wie Tante und Onkel unter einer zu kurzen Decke liegen.

Wie es schien, ging ihr der Bruder zu freigebig mit Geld um, denn Ernst war anspruchsvoll und ließ es sich gut gehen. Meiner Mutter zahlte er weniger als vereinbart, und das war einer der Gründe, warum es mit Hansi immer wieder zu Spannungen kam. Diese Spannungen arteten in Streit aus, wenn Hansi drängte, mich in Obhut zu nehmen. Einmal ließ sich Vater überreden und richtete für Mutter und mich eine kleine Wohnung ein. Nach ein paar Monaten reute es ihn anscheinend, denn er beschloss, meine Mutter auf eine Kunstgewerbeschule nach Wien zu schicken – Vaters typischer Charakterzug, das Leben der Menschen zu bestimmen, die von ihm abhingen und die zur Familie gehörten. Dabei ging er sogar so weit, seine geschiedene Frau, obwohl von Beruf Sekretärin, zu

veranlassen, ein neues Metier zu erlernen. Er war Kümmerer und Tyrann in einem. In Hansis Abwesenheit löste Ernst ihre Wohnung in Belgrad auf und ich kam ins Internat zu den französischen Schwestern, bei denen ich schon die Klosterschule als externe Schülerin besuchte.

Der erste Eindruck beim Betreten des Klosters, noch bevor meine Augen überhaupt irgendetwas wahrnahmen, war der undefinierbare, aber desto einprägsamere Geruch der Empfangsräume und des ganzen Hauses. Dieser typische, mir im Gehirn haften gebliebene Klostergeruch galt mir seitdem als Ausdünstung der Frömmigkeit. Die Schwestern von St. Joseph trugen lange schwarze Wollkleider, unter denen schwarze Schnürschuhe hervorschauten. Gestärktes weißes Leinen umrahmte ihre blassen und strengen Gesichter und bedeckte auch die Brust. Den Kopf verhüllte ein bis zu den Schultern reichendes schwarzes Tuch, sodass kein einziges Haar zu sehen war.

Von der *sœur* Maxime wurde ich in den zweiten Stock zum Schlafraum geführt, ein langer Saal mit zwei Bettenreihen. In einer Ecke, hinter dem Paravent, schlief die Schwester selbst, die für uns kleinere Mädchen zuständige strenge Nonne. Später, als ich mich schon eingelebt hatte, spielten wir einmal Geister im *dortoir*. Wir warteten ab, bis Schwester Maxime, von uns Maxa genannt, hinter ihrer spanischen Wand schon schnarchte, dann nahmen wir die Leintücher aus unseren Betten, hängten sie über unsere Köpfe und rannten im Saal herum. Plötzlich erschien Maxa, in einem bodenlangen, bis zum Hals geschlossenen weißen Leinen-Nachthemd und mit offenen herabhängenden grauen Haaren – ein echtes Gespenst.

Die Nonnen waren bigott, das war ihnen nicht zu verargen, es stand ihnen zu. Sie hielten uns schmutzig, was ich ihnen persönlich keineswegs übel nahm und was in einem gewissen Sinn dazugehörte, denn gottgefällig ist's,

dem Körper nicht viel Beachtung zu schenken, und so badeten wir eben nur einmal die Woche. Man sollte den nackten Körper auch nicht anschauen, deshalb wurden wir im Hemdchen in die Badewanne gesteckt und uns selbst überlassen. Im Baderaum befanden sich kleine, durch Vorhänge voneinander getrennte Nischen mit je einer Wanne, derer es weniger gab als uns Mädchen. Demnach stiegen wir in dasselbe schon laue Badewasser, aus dem vorher eine von uns herausgestiegen war. Das Resultat dieser „Körperpflege“ kam zum Vorschein jeden zweiten Sonntag, wenn mich Vater zu sich in seine Garçonnière nahm: Der erste Schritt führte geradewegs in die Badewanne, wo Vater mich eigenhändig mit Seife und Bürste behandelte.

Das Essen im Internat schmeckte abscheulich. Gewöhnt an Backendl und andere Delikatessen meiner Omama, fand ich die französische *cuisine* der Schwestern ungenießbar. Im Speisesaal saß an jedem Tisch die zuständige Nonne, beobachtete uns beim Mahl und sorgte für Anstand und Ruhe. Auf dem Teller durften keine Reste übrig gelassen werden. Weder Suppe zum Abendessen, noch Weintraubenblätterwickel hatte ich je zu Hause gehabt; die Weintraubenblätter waren zäh und man kaute daran ewig, bevor man sie hinunterwürgte. Wir nannten es „das Grüne“. Bald dachten ein Mädchen und ich uns was aus. Wir versteckten ein aus einem Heft herausgerissenes Blatt in unseren Uniformtaschen, warteten, bis der Blick der Schwester Maxime sich kurz senkte, und schnell ließen wir „das Grüne“ ins Papier auf unserm Schoß hinuntergleiten. Der einzige Gaumengenuss des Tages war das *gôûter*. Wie jedes Kind in Frankreich, bekamen auch wir zur Jause ein Stück Brot und eine Tafel Schokolade der Marke *La Cigogne*. An den Donnerstagnachmittagen gab es keinen Unterricht, da gingen wir spazieren. In Zweierreihe wan-

dernten die Klosterschülerinnen mit ihren dunkelblauen Baskenmützen und ebenso blauen Pelerinen durch das Villenviertel, vorbei an Herrschaftshäusern und Gärten, begleitet von einer Nonne, die neben ihnen flatterte wie ein großer schwarzer Vogel.

Am Ende der sechstägigen Schulwoche teilte man den Mädchen für die Eltern bestimmte Kärtchen aus. Die Kärtchen kamen in vier verschiedenen Farben, und auf ihnen stand entweder das Wort Disziplin, oder das Wort Fleiß, oder Benehmen, oder Leistung. Jede Farbe hatte eine andere Bedeutung, zum Beispiel Blau für sehr gut, Grün für gut, Gelb für passabel und Rot für schlecht. Wenn man vier blaue Karten bekam, gab es Lob zu Hause.

Kurz nach Beginn des Schuljahrs, Anfang Oktober 1934, wurden wir alle nach dem Frühstück im großen Vorraum versammelt. Wir standen im Halbkreis, uns gegenüber hatten sich alle Nonnen aufgebaut. Da trat die Oberin herein und eröffnete uns, dass unser König Alexander, zusammen mit einem französischen Minister, in Marseille am Tag zuvor ermordet worden war. Nach einem betretenen Schweigen brach ein allgemeines Weinen aus, auch ich schluchzte mit, besonders als die älteren Mädchen verkündeten, dass es jetzt Krieg geben würde. Ich hatte Angst um meinen Papa. Anschließend erschienen dann alle Eltern der Schülerinnen, auch mein Vater, und nahmen ihre Kinder heim. Nach einigen Tagen, als sich die Aufgeregtheit beruhigt hatte, kehrten wir ins Internat zurück.

Während meines dortigen Aufenthaltes formte sich in mir ein durchwegs falsches Bild von Frankreich, und als Vater mir vier Jahre später eröffnete, ich würde im Sommer an der Côte d'Azur Ferien machen, sträubte ich mich mächtig dagegen. Ich wollte in kein Land fahren, das ich mir als eine Erweiterung des Klosters St. Joseph vorstellte

und wo man schlecht aß und wo die Menschen bigott waren.

Nach einem Jahr im Pensionat gab es schon wieder Veränderungen. Mein Vater mietete eine Dreizimmerwohnung und nahm mich zu sich. Wäre mir der wahre Grund bekannt gewesen, hätte ich ihn mit einem französischen Bonmot ausdrücken können, wenn solche Redewendungen bei den Nonnen gelehrt worden wären: *Cherchez la femme.*

MARA KRAUS

- 1925 geboren in Zagreb
- 1929 Übersiedlung nach Osijek,
- 1933 Übersiedlung nach Belgrad
- 1941 Mai, Flucht nach Dalmatien auf die Insel Hvar
Juni, Flucht nach Split
Dezember, Internierung in Piemont, Italien
- 1943 Flucht in die Schweiz
- 1945 Heirat mit Ivo Kraus und Rückkehr nach Italien
- 1948 Emigration nach Argentinien
- 1950 Rückkehr nach Europa, wohnt in Paris und Mailand
- 1955 Emigration nach Venezuela,
7 Monate später Rückkehr nach Italien
- 1968 Emigration nach Brasilien
- 1972 Trennung von Ivo Kraus
- 1985 Rückkehr nach Europa mit Lebensgefährten Joe J. Heydecker

Verlag Bibliothek der Provinz

Literatur, Kunst und Musikalien